



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jähns, Max: Deutsche Feldzüge gegen Frankreich. II.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Deutsche Feldzüge gegen Frankreich.

Von Max Jähns.

II.

Unter Otto dem Großen hatte Deutschland den Höhepunkt seiner politischen Machtstellung im Mittelalter erreicht, während gleichzeitig in Frankreich das Erlöschen der Karolinger, das langsame Emporkommen des Capetingischen Hauses, die Bekämpfung der Vasallen und der Engländer alle Kräfte in Anspruch nahmen und nicht gestatteten, angreifend gegen Deutschland vorzugehen. Dies selbst aber begann seit den Ottonen politisch zu sinken; denn mit dem Wachsthum der Territorialmächte Hand in Hand ging das Absterben der Centralgewalt, und so herrliche Gaben auch einzelne Kaiser schmücken mochten, so bezaubernd der Glanz auch ist, welchen Ueberlieferung und Dichtung namentlich um die Häupter der Hohenstaufen ausgegossen haben — die unselige Richtung auf Italien zog sie von allen practischen Fragen ab; Mehrere des Reiches waren sie nicht mehr, und von deutscher Seite ist kein Angriff auf Frankreich erfolgt. Denn jener Einfall der Niederländer und Briten, dem sich der welfische Gegenkönig der Hohenstaufen, Otto von Braunschweig, angeschlossen hatte und der bei Bouvines ein so trauriges Ende nahm, kann in keiner Weise als ein Feldzug Deutschlands aufgefaßt werden; ebensowenig wie die vorübergehende Theilnahme des bayerischen Markgrafen von Brandenburg an dem Feldzuge Eduards III. gegen Philipp von Valois.*)

Niemals war indessen das traditionelle Streben nach der Rheingrenze in den Franzosen erloschen. Bei jeder Gelegenheit regte es sich; und die

*) In dem beginnenden Erbfolgekriege zwischen Frankreich und England schien letzteres keinen besseren Bundesgenossen finden zu können, als das von Frankreich so oft beleidigte deutsche Reich. In der That schlossen König Eduard III. und Kaiser Ludwig der Bayer zu Coblenz ein Bündniß gegen Philipp von Valois, und es gewann den Anschein, als ob gegen Frankreich und das Papstthum zugleich ein entscheidender Schlag geschehn würde. Indeß kam es nicht dazu; aus wenig rühmlichen Beweggründen zog sich der deutsche Kaiser zurück; nur sein Sohn, der Kurfürst von Brandenburg, führte hundert Helme märkischer Ritter nach Frankreich, von denen später Einige in der berühmten romantischen bataille de trente bei Ploermel gefochten.

unter Philipp dem Schönen begonnene Abbröckelung der flandrischen Marken zeigte, auf welchem Wege man vorzugehn habe, um Resultate zu gewinnen.*) — Die arelatischen Gebiete französischer Zunge wurden denn auch Glied für Glied abgelöst vom Körper des heil. römischen Reiches und zum Theil mit Frankreich verbunden, zum Theil dem königlichen Herzogthume Burgund einverleibt, welches zwischen Deutschland und Frankreich, auf Kosten beider, machtvoll empormuchs und in drohender Selbständigkeit die nahen Beziehungen der beiden großen Reiche aufheben zu wollen schien. Daher dauerte es bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts bevor sich die begehrliche Hand der Franzosen wieder nach Lothringen auszustrecken wagte. Beinahe ein halbes Jahrtausend hatten also die Siegeszüge der Ottonen und die Gunst der Umstände Deutschland gegen Westen sichergestellt.

Aber auch jener erste Versuch Frankreichs auf Elsaß-Lothringen scheiterte: nicht zwar an der habsburgischen Kaisermacht, die vielmehr ihren Hausinteressen zu Liebe selbst den Feind ins Land gerufen hatte, sondern an der Tüchtigkeit der Städte und des Landvolks. Denn obgleich König Karl VII. von Frankreich laut verkündete: er käme nur, um für deutsche Freiheit gegen das Haus Oesterreich zu kämpfen, so waren doch die von seinen zügellosen Banden überschwemmten Lande, Straßburg voran, klarfinnig genug, um den Wolf im Schafpelz zu erkennen und die verhassten „Armegecken“ mit Streitart und Keule heimzujagen. — Der Gegensatz der Häuser Habsburg und Valois verschärfte sich indeß von nun an ununterbrochen, zumal seit Karls des Kühnen Tode und der Verbindung Maximilian's mit der Erbtochter von Burgund; und als sich Ludwig XI. der zum Reiche gehörigen Bisthümer Verdun und Cambrai bemächtigte, sah sich selbst der träge Kaiser Friedrich III. veranlaßt, das Reichsheer gegen ihn aufzubieten. Ludwig gab in Folge dessen die Bisthümer wieder auf, Erzherzog Maximilian aber setzte den Krieg fort, belagerte die Festung Therouenne in Artois und schlug das unter dem Marschall Crevecoeur zu ihrem Entsatz herbeieilende Heer im August 1479 mit großem Verlust in der blutigen Schlacht bei Guinegate. Staunend gesteht der französische Geschichtsschreiber Philippe de Comines,

*) Wiederholt kamen, namentlich vom Bischofe von Verdun, Klagen an das Reich wegen der Uebergriffe Philipps des Schönen. Rudolf von Habsburg setzte eine Commission zur Grenzregulirung und Feststellung der Rechte ein, die jedoch wenig zu Stande brachte. Unter König Albrecht aber, welcher Philipps Bundesgenossenschaft suchte, erreichte der letztere sogar namhafte Vortheile. In Gegenwart beider Könige wurde unter Pauken- und Trompetenschall die Grenze beritten und das Barrois der Krone Frankreich zugesprochen. Diese war indeß damit noch keineswegs zufriedengestellt, und geflissentlich wurde am französischen Hofe die Lüge ausgesprengt: König Albrecht habe unter Zustimmung seiner Großen eingewilligt, daß die Hoheit Frankreichs über die Maas hinaus bis an den Rhein ausgedehnt sein sollte. — Auch die Städte Toul und Verdun nahm Philipp vorübergehend in seinen „Schuß“.

daß Frankreichs stolze Hommes d'armes dem deutschen Fußvolk nicht Stand halten konnten; „es hatte unter sich wohl zweihundert tüchtige Edelleute zu Fuß, wie der Graf von Nassau und Graf Albrecht von Hohenzollern, die lehrten es, auszuhalten, was um so wunderbarer war, als es viel Rittersleute fliehen sah.“ — Dieser schöne Erfolg gegen die Franzosen war es, welcher zuerst dem edlen Max die liebevolle Zuneigung des deutschen Volks verschaffte. Des Volkes, nicht der Fürsten, deren Indolenz ihn vielmehr wenige Jahre später zu trauriger Demüthigung nöthigte. Max warb nämlich nach dem Tode Maria's von Burgund um die Hand der Herzogin Anna von Bretagne und erhielt ihr Jawort; da verstieß König Karl VIII. von Frankreich, nur um diese Verbindung zu hindern, seine Braut Margarethe, die Tochter Maximilian's, zog selbst in die Bretagne, nahm Rennes mit Sturm und zwang die Herzogin Anna zur Ehe. Ganz Europa war empört über diesen doppelten Treubruch gegen den römischen König, nur die deutschen Reichsfürsten nicht; denn schon damals benutzten die Franzosen jenen thörichten Souverainetätsdünkel, jene verhängnißvollen Neigungen, ja jene trostlose Feilheit, die ihnen auch später so oft in die Hände arbeitete. Maximilian war auf den Weg der Unterhandlung gewiesen; mühsam gelang es, wenigstens das Heirathsgut seiner Tochter, Burgund und Artois, zurückzuhalten. Die Beleidigung blieb ungerächt, und nun hob Frankreich das Haupt, wie niemals zuvor. Schon im Jahre 1492 rühmte es sich laut, daß es „vermöge der Zwietracht der deutschen Fürsten alle Wünsche erreichen und ohne Mühe selbst das Kaisertum erwerben würde;“ und so deutlich auch damals schon die ganze Welt die aggressive Politik Frankreichs erkannte, so herzhast auch Kaiser Max zum Kampf aufforderte „gegen den Erbfeind, der nach dem Rheine stehe“ — er fand kein Gehör bei den Fürsten; statt seinem Heerbannrufe zu folgen, machten sie auf allerlei Unzuträglichkeiten aufmerksam, welche gemeinlich bei Hebung der Kriegskosten vorzukommen pflegten, und meinten, es sei besser, den „Weg der Theidigung einzuschlagen und Gesandte abzuschicken, um Frankreichs Gemüth zu erkennen“. — Unter solchen Umständen war freilich kein Reichskrieg gegen Frankreich möglich; ohne Glück bekämpfte es der Kaiser in Italien, und Franz I., der brillante Roi gentilhomme, welcher die bisher unbestegten Schweizer bei Marignano auf's Haupt geschlagen, durfte es wagen, noch bei Lebzeiten Maximilians goldspendende Boten durch Deutschland zu senden, um sich Stimmen zu kaufen für die nächste Kaiserwahl.

Dieser Anschlag mißlang denn aber doch! Zumal dem vaterländischen Sinne der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg war es zu danken, wenn dem Erbfeinde die Krone, die er schon sicher zu halten wähnte, entging und die sogenannte Restitutio imperii ad Francos ein frommer Wunsch

blieb. Karl V. von Spanien, der doch wenigstens von deutschem Stamme war, überkam die Kaiserkrone und vereinigte unter ihr mit Deutschland seine Erblande und Indien zu einem Weltreiche, wie es sich Karl der Große selbst nicht träumen lassen. Der Kampf mit Frankreich war dabei wie mit Naturnothwendigkeit gegeben; aber er kann nur in beschränktem Sinne als ein Krieg Deutschlands gegen Frankreich aufgefaßt werden, wie denn auch der Kriegsschauplatz zunächst keines dieser beiden Länder, sondern Italien war, wo die Häuser Habsburg und Valois auf die alten Reichskammerländer Mailand und Genua gleichmäßig Ansprüche erhoben.

Franz I. belagerte nach siegreichem Feldzuge die feste Stadt Pavia, welche 5000 deutsche Landsknechte und einige Spanier mit verzweifelter Heldenmuth hielten. Die Seele der Vertheidigung war Graf Eitel Friedrich von Hohenzollern, von dem das Lied der Landsknechte singt:

Wir hatten kürzlich einen rat;
einer fragt den andern:
Nun zeucht der könig nimmer ab,
zur stat steht sein verlangen.
Nemut sich einer mit namen graf Eitelfritz:
Die stat wöll wir nicht aufgeben;
wir pauen zwei polwerk, die sein fest,
es kost recht leib und leben!

Sie sein mit mancher Hand gemacht,
zwei polwerk, wol erpauen.
Wir liegen die winterlange nacht
zu Pavia auf der mauern . . .
und schrieben dem fürsten aus Osterreich,
er sol nicht ausbeleben,
sol pringen manchen landsknecht frisch,
den könig zu vertreiben.

Und der Entsatz blieb nicht aus. Im Februar 1525 führte der Vicekönig von Neapel ein Heer von 19,000 Mann unter Frundsberg und Pescara heran, und sehr bemerkenswerth ist es, daß in dieser Zahl immer zehn Deutsche auf je vier Spanier und einen Italiener kamen. Aber auch in der doppelt so starken französischen Armee trat das deutsche Element hervorragend auf, indem auf 13 Franzosen und 7 Italiener immer 14 Deutsche oder Schweizer kamen, und dies Element bildete grade den bei Weitem besten Theil des Heeres — eine Erscheinung von düsterer Vorbedeutung für die kommende Zeit, in der Frankreich systematisch Deutschland durch Deutsche bekämpft hat.

— Am Geburtstage des Kaisers entbrannte die Schlacht. Der spanischen Hakenschißen wohlgezieltes Feuer schleuderte den Tod in die adlige Gendarmerie der Franzosen, und „wie mit eiserner Zange“ packte Georg v. Frundsberg, der „liebe Vater der Landsknechte“, „der Leutefresser“ die schwarzen Fahnen der geächteten Deutschen und die Schaaren der Schweizer, so daß sie fast bis auf den letzten Mann erlagen. Bald stand König Franz verlassen im Grauen des Schlachtfeldes, mit dem Schwert in der Faust sich ritterlich vertheidigend. Endlich übergab er seinen Degen dem Vicekönige Charles de Lanoy, der ihn ehrfurchtsvoll knieend entgegennahm; unter dem Victoriageschrei der Deutschen ward der Monarch Frankreichs gefangen von dannen geführt. — Es mahnt an Sedan! — Aber der deutsche Kaiser war bei Pavia nicht wie bei Sedan selbst zur Stelle. Er saß fern zu Madrid. „Sire!“ rief der eintretende Bote „die französische Armee ist geschlagen und der König Franz ist Ihr Gefangener!“ Und wie in Bestürzung wiederholte der Kaiser langsam die Worte des Hauptmanns: „Die französische Armee ist geschlagen und König Franz ist mein Gefangener!“ Stumm ging er in ein Nebengemach und warf sich vor dem Bild der Jungfrau nieder. — Wieviel kriegerischer und freudiger klang unsres Königs Wort vom Schlachtfeld her: „Ich werde seinen Aufenthalt bestimmen! Welch eine Wendung durch die Führung Gottes!“

Es ist bekannt, wie König Franz lange Zeit gefangen gehalten wurde und sich endlich für seine Erlösung harten, unköniglichen Bedingungen unterwarf, wie er dann nach seiner Freilassung Eid und Ehrenwort sogleich ausdrücklich gebrochen und wie harmlos das französische Volk diesem unrühmlichen Handel zugestimmt hat. — Fast zwei Decennien lang setzten sich nun wieder die Kämpfe zwischen Karl V. und Franz I., selten unterbrochen, fort; doch fehlt ihnen der Charakter deutscher Kriege, und ein Feldzug in Frankreich ist erst wieder i. J. 1544 zu verzeichnen. Damals drang der Kaiser im Bunde mit England an der Spitze eines vorzugsweise deutschen Heeres von Luxemburg her in die Champagne ein; aber anstatt geradewegs auf Chalons loszugehen, belagerte er St. Dizier und verlor damit viel Zeit. Auch Heinrich VIII. von England, welcher indessen bei Calais gelandet war, ging sehr langsam vorwärts; denn beide Herrscher beargwöhnten einander und jeder von ihnen besorgte, er möchte mit seinen Kräften des Andern Zwecke fördern. Man berechnete, daß wenn beide Heere vereinigt auf Paris losgingen, sie mit 100,000 Mann davor erscheinen könnten, und die größte Verzweiflung herrschte in der üppigen, höchst rathlosen Hauptstadt. Aber obgleich der Kaiser Sprenay und Chateau Thierry nahm und Paris aus nächster Nähe bedrohte, so war Heinrich, dem es auf Eroberung der Küstenstädte ankam, doch nicht zu bewegen, sich mit ihm zu vereinigen. Die Coalition also rettete Frank-

reich, wie sie ihm denn auch in der Folge noch oftmals nützlich geworden ist; denn nur eine einheitliche Kraft hat vollen Willen. — So kam es zum Frieden von Crespy. Aber auch dieser war eigentlich nur ein Waffenstillstand. Sobald der Zusammenstoß drohte zwischen dem Kaiser und der schmalkaldischen Union, da hatte auch Frankreich wieder die gleichnerische Hand im Spiel; — bereitwillig ergriffen sie die bethörten Fürsten, so zornig sich auch Martin Luther noch kurz vor seinem Tode darüber ausgelassen und so dringend auch der Kurfürst von Brandenburg, Joachim II., davon abgerathen hat. *) — So lange der Kaiser triumphirte war freilich Deutschland geschützt; als sich aber Moritz von Sachsen gegen ihn wendete, da schlug die Stunde, von der an sich die französische Krone mit Edelsteinen zu schmücken begann, welche deutsche Fürsten vom Diademe ihres Kaisers lösten und dem Erbfeinde in die Hände spielten. Trotz dringender Abmahnung Melanchthons **) und der sächsischen Stände schlossen Kurfürst Moritz und die Fürsten von Mecklenburg, Anspach und Hessen-Cassel mit dem Könige Heinrich II. von Frankreich, „der sich gegen uns Deutsche in dieser Sache mit Hülfe und Beistand nicht nur als Freund, sondern als liebevoller Vater verhält“, ein Schutz- und Trutzbündniß gegen ihren „gemeinschaftlichen Feind“, den deutschen Kaiser, um „dessen tyrannisches Joch bestialischer Knechtschaft von den Häuptern zu schützen“ und zugleich jenen traurigen Vertrag, durch welchen Cambrai, Metz, Toul und Verdun an Frankreich überlassen wurden. ***) — Während dann Moritz den Kaiser in Tirol überfiel, brach König Heinrich II. unvermuthet in Lothringen ein, besetzte die Bisthümer, bemächtigte sich des Herzogthums, gewann durch einen eben so frechen als treulosen Wortbruch gegen die Bürgerschaft von Metz auch diese wichtige Stadt, und nicht viel fehlte, so hätte er damals schon einen Handstreich auf Straßburg unternommen. Aber was er auch that mit roher Gewalt oder verrätherischer List: er that es unter der

*) Joachim drang schon 1544 in den Cardinal Farnese, dahin zu wirken, daß der Papst den französischen König für den schlimmsten Feind der Christenheit erkläre, weil er, ohne daß ihm der Kaiser Anlaß gebe, nur um zu erobern „die Tyrannei des Türken, seines Bruders und Verbündeten, gegen die Christenheit und den Glauben befestige.“

**) Melanchthon schrieb dem Kurfürsten: „Er möge doch betrachten, ob ein solcher Krieg mit ungewissen und gefährlichen Leuten, welcher Zerstörung des ganzen Reiches bringen möchte, zu erregen sei, und bedenken was es sei, ordentliche Hoheit und ein gefastetes Reich mit Kur- und Fürsten in einen Haufen zu werfen und eine Zerrüttung und Confusion zu machen, deren niemand ein Ende sehen könne.“

**) Heinrich sollte diese Städte, „welche zum Reich gehören, aber doch nicht deutscher Sprache sind“, als „Vicarius“ des heiligen Reiches verwalten vorbehaltlich der Rechte des Lehren. Zugleich versprochen die Fürsten, ihm zur Wiedereroberung der ihm angeblich unrechtmäßig entzogenen Erbstücke, der Franche Comté, Flanderns und Artois' behülflich zu sein.

Maske eines „Rächers der Freiheit Germaniens“ und in unnatürlichem Doppelbündniß mit dem türkischen Sultan und den Fürsten des Reichs. *)

Es darf Karl V. nicht vergessen werden, daß er, sobald als nur möglich, einen ernstern Versuch machte zur Wiedergewinnung von Metz. — Vom 20. October 1552 bis Anfang nächsten Jahres hat das kaiserliche Heer die siebenthorige Stadt belagert, also gerade 70 Tage, d. h. genau eben so lange wie im vorigen Jahre Prinz Friedrich Karl's Armee. Wie dieß Mal, so richtete auch damals ganz Europa das Auge auf die gewaltige Belagerung; aber keine Capitulation krönte den Kampf. Bewunderungswürdig wurde Metz von Franz von Guise, einem lothringischen Prinzen vertheidigt. Uneinnehmbar erwiesen sich Citadelle und Guisenschanze; die reißenden Ströme, welche die Stadtmauern bespülen, schwellen an durch unaufhörlichen Regen und traten weit über ihre Ufer; die Zufuhr zum kaiserlichen Heer gerieth in's Stocken; die Kälte dauerte fort, pestartige Krankheiten brachen im Lager aus; kurz die Energie und Umsicht der Vertheidigung im Bunde mit Witterung, Mangel und Glend zwangen endlich Karl V., die Belagerung aufzuheben.

Die Metz und die Magd

Haben dem Kaiser den Tanz versagt.

Seitdem war Metz dem deutschen Reich verloren.

Mancherlei Anläufe sind gemacht worden, um „die Stifts, Fürstenthum und Städte, so dem Reich gehörig und in der Krone Frankreich Gewalt“ wieder zu erlangen; alle verstiegen sich jedoch nicht höher als zu papierernen Reichstagsgutachten; Frankreich dagegen trieb die Dreistigkeit so weit, daß es versuchte, durch die protestantischen Fürsten seinen Karl IX. auf den Kaiserthron zu heben. An der Handlungerschaft König Karls bei der Bluthochzeit in der Bartholomäusnacht scheiterte indessen dieser Plan, und die Hugenkriege zwangen Frankreich für einige Zeit zur Enthaltung von großer Politik. Doch schon Heinrich IV. geberdete sich wieder als „Beschützer deutscher Freiheit“ und trachtete abermals nach der Krone des heiligen Reichs, und mit voller Entschiedenheit nahm Frankreich seine räuberischen Anschläge bei dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges wieder auf. Dieselbe Macht, welche daheim vor keiner Grausamkeit gegen die „Keker“ zurückgeschaudert ist, benahm sich in Deutschland als Verbündete der protestantischen Stände und des Schwedenkönigs; denn die Parteilung und Ohnmacht des Reiches zu erhalten, das war das oberste Gesetz der französischen Staatskunst.

*) In einem offenen Sendschreiben an die Deutschen, an dessen Spitze über zwei Schwertern ein Freiheitshut und das Wort „Libertas“ prangte, bezeugte er vor Gott dem Allmächtigen, daß er aus diesem mühseligen und schweren Vorhaben, großen Unkosten und Gefahr für seine eigene Person keinen andern Nutzen und Gewinn suche, als aus freiem „königlichen Gemüthe der deutschen Nation die Freiheit zu bringen.“

Zunächst wendete sich die Regierung Ludwig's XIII. gegen Italien, wie denn fast regelmäßig dem Angriffe Frankreichs auf Deutschland eine Unternehmung gegen Italien vorausgegangen ist. Als Generalissimus drang Richelieu in Piemont ein und eroberte Pinerola, eine der Hauptthore der Westalpen, indem er den Herzog von Savoyen dahin belehrte, gerade darin bestehe die Freiheit Italiens, daß Frankreich ungehindert in dasselbe eindringen könne, um es gegen Habsburg zu schützen — eine Maxime, nach welcher Napoleon I. später mit so außerordentlichem Erfolge gehandelt hat. — Als nun aber alle wichtigen Städte Oberitaliens besetzt und auch die Graubündtner Pässe für Frankreich geöffnet waren, wandte sich der Cardinal sofort gegen Deutschland, und da ist es ein ebenso wunderbares als schmerzliches Schauspiel, zu beobachten, wie er mit Arglist und Trug, mit heimlichen Mitteln und schleichendem Wischen ohne auch nur eine einzige namhafte Waffenthat der Franzosen, seinem Ziele stetig und glücklich entgegen ging. Vor Allem besetzte er Frankreichs Stellung in Lothringen, dessen fast achthundertjährige Zugehörigkeit zu Deutschland einfach als Usurpation bezeichnet ward. Gegen den Willen des von List und Gewalt umstrickten Herzogs wurde Nancy besetzt und von Richelieu sofort für eins der wichtigsten Bollwerke Frankreichs erklärt, und, nachdem hiedurch eine mächtige Angriffsbasis gegen das Reich geschaffen war, ging der Cardinal schnellen Schrittes mit Besetzung der übrigen linksrheinischen Lande vor. Auch ihn begünstigte fürstlicher Reichsverrath, dessen sich zumal der Kurfürst von Trier, Christoph v. Söter, schamlos schuldig machte; und mit dem Verrath im Bunde stand leider auch das Glück.

Gustav Adolf, der selbst nach der Kaiserkrone strebte, hatte sich als Gegner der französischen Begehrlichkeit erwiesen; *) dem Cardinale gerade zu rechter Zeit fiel er auf dem Schlachtfelde von Lützen. Bernhard von Weimar, der das Elsaß erobert und in der Gewalt hatte, starb, vielleicht nicht zufällig, noch mehr zur rechten Zeit. Auch Richelieu ging dahin, bevor sein Ziel erreicht; aber als er die Augen schloß, geboten die Franzosen in Lothringen, im Elsaß und dem größten Theil des übrigen Rheinlands, und in Cardinal Mazarin folgte ihm ein ebenbürtiger Gesinnungsgenosse, der seine Begehrlichkeit bereits auf Luxemburg und Belgien ausdehnte. Unter Mazarin wurde Diederhosen erobert, auf dessen Einnahme er eine Medaille mit der Inschrift: „Prima finium propagatio“, schlagen ließ, und er war es, der der Welt verkündete: bald solle sie das ganze alte Königreich Aufrastien von Frankreich an-

*) Richelieu hatte dem Schwedenkönige mittheilen lassen: ein französisches Heer werde die Grenze überschreiten, um „das seit König Dagobert zu Frankreich gehörige Elsaß“ mit dem Stammlande zu vereinigen. Gustav Adolf aber erklärte: „er sei als Beschützer, nicht als Verräther des Reichs gekommen und werde keine Entfremdung gestatten.“

nectirt erblicken! (On verroit annexé à la France tout l'ancien royaume d'Austrasie.) Und wenn es auch dahin nicht kam: die erstaunlich günstige militärische Position, welche Frankreich bei Beginn der westfälischen Unterhandlungen einnahm, die Unterstützung Bayerns und die Erschöpfung des zerrissenen Deutschlands ließen es wirklich beim Friedensschluß den Rhein erreichen. Frankreich erhielt die Landgrafschaften Ober- und Nieder-Elfaß und die Landvogtei über die dort gelegenen zehn Reichsstädte, mit Ausnahme von Straßburg. — Schlimmer aber als dieser Verlust an Land war das von Frankreich befürwortete Zugeständniß an die deutschen Fürsten: von nun an nach eigenem Ermessen Bündnisse zu schließen. Dies war Wasser auf die französische Mühle, und schon i. J. 1658, nachdem die Bewerbung Ludwig's XIV. um die deutsche Kaiserkrone vornehmlich an des großen Kurfürsten standhaftem Widerspruch gescheitert war, *) stiftete Frankreich den berückichtigten ersten Rheinbund, der die Lähmung Deutschlands in ein System brachte. Damals erlebten unsere Vorfahren die Schmach, daß der Erzkanzler des Reichs die Festungswerke von Mainz im französischen Solde erbaute als ein Bollwerk gegen sein Vaterland. Dem deutschesten Fürsten jener Zeit, der ein ebenso ausgezeichnete Staatsmann als glorreicher Feldherr war, dem großen Kurfürsten von Brandenburg, gelang es zwar endlich, diesen Rheinbund, dem er sich, seiner clevischen Lande wegen, nicht entziehen können, wieder zu sprengen; aber viel half das nicht mehr. Denn abgesehen davon, daß sich die Fürsten nun einzeln an Frankreich verkauften, **) so hatte letzteres auch den Hauptvorthell, welchen der Rheinbund ihm gewähren konnte, bereits genossen. Denn dieser deckte, während Ludwig XIV. mit Spanien kämpfte, Frankreich den Rücken und hatte ihm erlaubt, sich im pyrenäischen Frieden abermals auf Kosten des Reiches durch die Reste des burgundischen Kreises zu vergrößern. Ueberdies griff Ludwig seiner Gewohnheit nach sofort über die in jenem Frieden gezogenen Grenzen hinaus, indem er dem Herzoge von Lothringen, welcher vertragsmäßig in sein Land wieder eingesetzt worden war, Marsal, seine letzte Festung entriß und ihn zwang, den Franzosen eine Militärstraße von Verdun in's Elfaß zuzugestehn.

Der große Kurfürst war es, der denn endlich den deutschen Kaiser dahin brachte, den immer maßloseren Ansprüchen Frankreichs mit bewaffneter Hand entgegenzutreten.

*) Friedrich Wilhelms Gesandter in Frankfurt, der Geh.-R. v. Jena, war mit der entschiedensten Instruction versehen. Er äußerte sich in seinem Bericht über die Wahl u. A.: „Gestrigen Tages ist Gottlob die Wahl auf Ihre Königl. Maj. in Böhmen, Herrn Leopoldum, gefallen. — Ich habe hier eine warme Schule ausgehalten.“

**) Kurfürst Johann Georg von Sachsen verpflichtete sich sogar für die 200.000 Thlr., welche er jährlich von Ludwig XIV. empfing, auf den Reichstagen unter allen Umständen stets für Frankreich zu stimmen.

Unter dem nichtigen Rechtsvorwande der „Devolution“ hatte Ludwig für seine Gemahlin die spanischen Niederlande als Erbe gefordert; die rheinischen Fürsten hatten ihm die Hand geboten, und ein kurzer Feldzug legte Belgien überraschend schnell zu den Füßen des Eroberers. Aber durch die Tripelallianz der Generalstaaten, Englands und Schwedens war ihm doch Halt geboten worden und er hatte sich im Racher Friede mit den eroberten Festungen begnügen müssen. — Bald genug indessen war es der verschlagenen französischen Diplomatie gelungen, nicht nur jene Tripelallianz zu lösen, sondern sogar Schweden und England auf ihre Seite hinüberzuziehen — und nun holte Ludwig XIV. zu einem tödtlichen Schlage gegen die Republik der Niederlande aus. Wenn jedoch diese dem Eroberer erlag, so war es auch mit der Freiheit Deutschlands vorbei, dessen Grenzen dann überall den Franzosen wehrlos offen lagen. Freilich schon jetzt sammelten sich die Truppen Ludwigs zum Angriff gegen Holland auf deutschem Boden, in den Gebieten von Köln und Münster, und die verlockendsten Anerbietungen wurden dem Kurfürsten von Brandenburg gemacht, wenn er Theil nehmen wolle an dem Zuge gegen jenes hochmüthige Krämervolk, das ihn so oft schände gekränkt und von oben herab behandelt hatte. Aber trotz aller Versprechungen Ludwigs, trotz des mißtrauischen Feilschens der Holländer, welche sogar jetzt auf's Kleinlichste um die Subsidien markteten, trotz der furchtbaren Gefahr, die ihn gleichzeitig von Frankreich und Schweden her bedrohte, war Friedrich Wilhelm doch fest entschlossen, den Kampf mit Frankreich aufzunehmen. Nicht einmal zur Neutralität war er zu bewegen: die Noth des protestantischen Brudervolks, die künftige Gefahr für Deutschland drückten dem muthigen Manne das Schwert in die Hand, und er gedachte des Spruches: „Tua res agitur, paries cum proximus ardet.“ — Im Mai 1672 überzogen zwei französische Heere unter Condé und Turenne die Niederlande und nahmen auch des Kurfürsten meist von Holländern besetzte Festungen in Cleve ein. Damit brachen sie den Frieden des Reiches; eine Kriegserklärung des letzteren hätte die unmittelbare Folge sein müssen; aber davon war gar nicht die Rede, und selbst die Rücksicht auf das Decorum sowie die dringenden Vorstellungen Friedrich Wilhelms vermochten den Kaiser zu Nichts Weiterem als zum August ein kleines Heer bei Eger zu sammeln. Aber der „Mehrer des Reichs“ bewaffnete sich nur zum Schein; ein geheimer Tractat band ihm Ludwig XIV. gegenüber die Hände, und der Führer der österreichischen „Armada“, Graf Montecuccoli wurde dem Kurfürsten, der vor dessen Feldherrnrufe eine wohl übertriebene Hochachtung hegte, ausdrücklich zu dem Zweck an die Seite gestellt, um ihn zu lähmen. Denn schon damals sah Oestreich lieber Deutschland erniedrigen als Brandenburg wachsen. Der kaiserliche Minister, Fürst Lobkowitz, äußerte: „Man consideriret Kurbrandenburg als

ein ungezäumtes wildes Pferd, welches zu besänftigen man ein ander gezähmtes und gelindes Roß beigefellen müssen, damit es sich nicht à corps perdu in eine Partei werfe.“ Die Fesselung gelang denn auch nur allzugut. Während Montecuccoli öffentlich erklärte, er habe Befehl, unter dem Kurfürsten kräftig gegen die Franzosen am Rheine zu agiren, marschirte er so langsam heran, daß er in je drei Tagen kaum 5 Meilen zurücklegte und erst im October mit dem brandenburgischen Heer in Halberstadt zusammen traf. In den Berathungen über den Feldzugsplan zeigte er sich sehr besorgt vor Turenne, welcher ihnen entgegen rückte und dessen Macht er außerordentlich übertrieb; er war nicht dahin zu bringen nach dem eigentlichen Kriegsschauplatze, dem Niederrheine zu marschieren; und als man endlich am Mittelrheine stand, brachte er eine Instruction zum Vorschein, die es ihm überhaupt verbot, den Strom zu überschreiten. Das Jahr ging zu Ende; weder politisch noch militärisch war etwas erreicht, und hätten sich die Niederländer nicht selbst in ihren überschwemmten Marschen wacker gewehrt: das Reich vermochte ihren Untergang nimmer zu hindern. Turenne dagegen, der sich anfangs weislich zurückgehalten, um Montecuccoli nicht etwa zum Kampfe zu nöthigen, schob sich jetzt zwischen die Holländer und ihre deutschen Verbündeten. Wie aber früher seine Zurückhaltung, so lieferte nun seine Kühnheit den Kaiserlichen erwünschten Vorwand, um die militärischen Pläne des Kurfürsten zu vereiteln. Wohl erkannte dieser, daß er von Oestreich betrogen sei; gern hätte er sich losgesagt von Montecuccoli; aber allein war er in der That zu schwach, um etwas gegen Turenne ausrichten zu können. — Zu Anfang des Jahres 73 zog dann das brandenburgisch-kaiserliche Heer nach Westfalen, um von hier aus gegen Köln zu operiren und sich den Niederlanden zu nähern. Als aber auch diese Bewegung durch die Schuld der Oestreicher ohne Folge blieb, ja nicht einmal zum Kampfe führte, und als endlich der Kurfürst durch das laue Verhalten solcher Genossen genöthigt wurde, seine Städte Soest und Hamm dem Feinde preiszugeben, da riß ihm die Geduld, und tief erbittert und gekränkt sagte er sich von einem Bündniß los, das ihn durch die schlaffe und verrätherische Politik Oestreichs in die traurigste Lage gebracht: er schloß mit Frankreich den Vergleich von Woffem.

Aber Friedrich Wilhelm erschien sofort wieder auf dem Kampfplatze, als endlich das Reich an Frankreich den Krieg erklärte und durch das Eingreifen Spaniens Ernst in den Kampf zu kommen schien. — Turenne hatte im Sommer 73 das ganze untere Franken in seine Hände gebracht, und täglich breitete sich das französische Heer weiter in Deutschland aus. Gewaltsam war der Herzog von Lothringen zu Boden geworfen und vertrieben worden; die elsässischen Gebiete sahen sich ihrer verbrieften Rechte rücksichtslos beraubt — wenn solchen Eingriffen gegenüber der Kaiser unthätig blieb, so war der

letzte Rest seiner Autorität dahin. Leopold I. schien das zu begreifen und sammelte abermals bei Eger ein Heer. Aber wie weit es schon gekommen, wie völlig sich die französische Krone bereits kaiserliche Rechte anmaßte, zeigt die Anmuthung Ludwigs XIV. an die Reichsfürsten: sie möchten der österreichischen Armee nicht gestatten, die Erbstaaten zu überschreiten. Dergleichen beschleunigte natürlich den Kriegsausbruch. Gleich die erste Unternehmung gelang den Verbündeten, indem Dranien und Montecuccoli die Stadt Bonn zurückeroberten, ein glückverheißendes Ereigniß, welches mit dazu beitrug, England aus dem Bunde mit Frankreich zu lösen. Die nächste Absicht der Allirten war auf die Wiedereinnahme von Lothringen gerichtet. Mit Recht; denn die Herstellung Lothringens in alter Unabhängigkeit konnte ohne Zweifel den Uebergreifen Frankreichs mit einem Mal ein Ende machen. Der Feldzugsplan war großartig angelegt. Vom Mittelrheine aus sollten die kaiserlichen und die Reichstruppen der „armirten Stände“ in das Innere von Frankreich vordringen, während gleichzeitig zwei umfassende Flankenangriffe, der eine unter dem lothringischen Herzoge von der Franche-Comté aus, der andere unter Dranien von Flandern her, concentrisch gegen Nancy operiren und den vertriebenen Herzog in sein Erbe setzen sollten. Leider kam es nicht zu dieser großen strategischen Bewegung; denn die in einer Hand ruhende Macht Ludwigs XIV. erwies sich den lässigen und säumigen Leistungen der Verbündeten unendlich überlegen an Energie und Schnelligkeit. In der Freigravschafft spielte König Ludwig selbst das Prävenire. Leicht bewältigte er die beiden schwach besetzten Hauptplätze Besançon und Dôle, und damit war dies burgundische Land nicht nur als Operationsbasis gegen Lothringen, sondern überhaupt für alle Zeit verloren, ohne daß es, weder hier noch bei Rheinfelden, wo sich der Herzog von Lothringen und Turenne drohend gegenüber standen, auch nur zur Schlacht gekommen wäre.

Eine solche entzündete sich dagegen auf dem anderen Kriegsschauplatze, in Flandern, und vernichtete auch hier den beabsichtigten Flankenangriff schon im Keime. Dem kaiserlichen Heere nämlich, welches gegen Hennegau vorrückte, trat Prinz Condé entschlossen entgegen. Am 11. August 1674 entspann sich die blutige Schlacht bei Senneffe, unweit Mons, und obgleich sich beide Theile den Sieg zuschrieben, so hemmte die Schlacht doch thatsächlich den Vormarsch der Verbündeten, und damit war die große strategische Idee, welche dem Feldzuge gegen Frankreich zu Grunde gelegt werden sollte, von vornherein vereitelt. Unmittelbar nach der Schlacht von Senneffe bemächtigte sich Ludwig XIV. zum Theil durch Bestechung auch der wichtigsten Plätze an der mittleren Maas, verwandelte das früher geschleifte Nancy wieder in einen Achtung gebietenden Waffenplatz, entwaffnete dagegen die feindlich gesinnten Städte des Elsaß, und befand sich somit noch vor dem Beginn des Haupt-

angriff seiner Feinde in einer ungleich günstigeren Position als irgend zu erwarten stand.

Unterdessen hatte sich das kaiserliche Hauptheer am Neckar gesammelt. Sein Führer, der Herzog von Bournonville, sprach die Absicht aus, nun gradwegs durch die Pfalz in Frankreich einzubringen, also den Weg nach Nancy zu nehmen, den im vorigen Jahre die glorreiche Armee unseres Kronprinzen zog. Wie anders aber gestalteten sich die damaligen Erfolge! Bournonville gegenüber stand Turenne. Seine Aufgabe war, die französische Grenze unmittelbar zu decken; denn bei Ludwig XIV. war es schon fast ein Glaubenssatz der Ehre geworden, den Boden Frankreichs von jeder, auch der folgenlosesten Insulte frei zu halten. Man kann sagen, daß der eigenthümliche Schauer der Franzosen bei dem bloßen Worte: „Invasion“ aus diesen Zeiten herstammt. — Jedoch zu einer Invasion in Frankreich kam es keineswegs; vielmehr kennzeichnet sich der Feldzug in traurigster Art durch die erste furchtbare Verwüstung der Pfalz. Vom Heidelberger Schlosse her mußte der für sein Volk väterlich sorgende Kurfürst Karl Ludwig den Brand der Ortschaften, die Verwüstung aller Fluren sehn, und so tief empörte sich sein Gemüth, daß er den Marschall Turenne zum Zweikampf forderte, den der französische Vicomte indessen abgelehnt hat. — Im Uebrigen bestand der Feldzug in Schachzügen zwischen Rhein und Neckar nebst wiederholtem Uferwechsel am Rhein. An sich unbedeutende, für die französischen Waffen jedoch glückliche Gefechte, wie die von Sinsheim und Enzheim, steigerten die abergläubische Furcht vor dem Namen Turenne, dem es gelang, bis zum Spätherbst die eine Hälfte des Elsaßes zu halten. Als dann die Verbündeten bereits Winterquartiere bezogen hatten, kehrte er noch einmal, namhaft verstärkt, auf den Kriegsschauplatz zurück. Der überraschenden Bewegung folgt das Gefecht bei Türkheim, und obgleich dies keineswegs entscheidend ist, zeigen sich doch die Verbündeten so consternirt über die winterliche Ruhestörung, daß es Turenne gelingt, sie aus dem Elsaß hinaus zu complimentiren. — Wie mußte solche Kriegführung den großen Kurfürsten empören! Ihm brannte das Herz, sich mit dem berühmtesten Feldherrn seiner Zeit zu messen; und wahrlich, weder an ihm noch am alten Derffling hat es gelegen, wenn die günstigsten Gelegenheiten zur Schlacht verzettelt wurden. Denn obgleich Friedrich Wilhelm nach seinem Eintreffen beim Heere im Spätsommer zum Oberfeldherrn ernannt worden, so waren seine Befugnisse Bournonville gegenüber doch derart verelausulirt, daß dieser hundert Handhaben behielt, um seinen Willen durchzusetzen. Halbe Nachgiebigkeit, beschwichtigendes Hinhalten, Vertrösten auf noch günstigere Momente und endlich hartnäckiger Widerspruch im entscheidenden Augenblick, das waren die Mittel, durch welche Bournonville jedem kühnen Unternehmen des Kurfürsten die Spitze abzubrechen wußte; und

wenn man die ganz gleichartigen Hindernisse erwägt, welche in den Niederlanden der östreichische General de Souches dem Prinzen von Oranien bereitere, so erscheint es, aller Gegenversicherungen ungeachtet, noch immer zweifelhaft, ob es dem Kaiser wohl auch Ernst gewesen mit dem Kriege. Wenn es der Fall war, so ist er von seinen verkauften Ministern verrathen worden, und in der That wurde Bournonville vor ein Kriegsgericht gestellt und dann durch Montecuccoli ersetzt.

Dem Feldzuge des nächsten Jahres wohnte Friedrich Wilhelm nicht mehr bei. Ludwig XIV. hatte ihm die Schweden ins Land geschickt, und der Einfall Wrangels in die Mark befreite ihn von der lähmenden Gemeinschaft mit den Kaiserlichen. Wie gewaltig contrastirt die freudige Entschlossenheit des Feldzugs im Havellande und der Eisfahrt in Preußen mit dem stockenden Gange jener Operationen am Oberrhein. Längst sind diese welcke Blätter geworden im Buche der Geschichte; aber der Lorbeer von Fehrbellin grünt noch heut.

Zur Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich sammelte sich im April 1675 das deutsche Heer theils bei Ulm, theils zwischen Neckar und Main. Montecuccoli hatte den Oberbefehl übernommen und hegte die Absicht, über Straßburg in das obere Elsaß vorzudringen, um hier in noch leidlich wohlhabender Gegend auf Unkosten des Feindes zu leben und sich eine Basis gegen Lothringen und Franche-Comté zu bilden. Man sieht, diese Ziele sind nicht hoch gesteckt, und in der That dreht sich der ganze Feldzug von Anfang bis zu Ende um den Besitz der Brücke von Straßburg. Diese zu decken ist Turenne's einziges Bestreben, dem zu Liebe er sich sogar mit der gefährdetsten Rückzugslinie, einmal sogar ganz ohne Brücke hinter sich, auf dem rechten Rheinufer aufstellt und sich dadurch Blößen giebt, welche nicht benutzt zu haben für Montecuccoli ein ewiger Vorwurf bleibt. Seines Gegners großer Name schreckte ihn. Aber im Juli wurde Turenne bei Untersuchung einer Furt von einer Falkonetskugel getödtet und im französischen Heer brach vollständige Verwirrung aus. So groß war der Skandal, daß ein Soldat in das Gezänk der Generalleutenants hineinzurufen wagte: „Lachez la pie du général, elle nous conduira!“ Laßt doch die Schecke des Feldherrn los; sie mag uns führen! — Und es schien wirklich, als ob Montecuccoli die alte Schecke Turennes wie diesen selber respectire; er benutzte weder die Rathlosigkeit der Franzosen, noch die Vortheile, welche ihm das Gefecht bei Altenheim gebracht; und als ihm endlich die noch schwächlichere Haltung seiner Gegner den Weg in's Elsaß öffnet, rückt er zwar ein, unternimmt jedoch nichts, was der Rede werth gewesen wäre. Sehr bezeichnend sagt Clausewitz, daß sich eine solche Kriegsführung neben der unsrigen ausnehme wie der Galanteriedegen eines Hofmanns unter Ritterschwertern.

Derselbe Geist kennzeichnet auch die folgenden Jahre und nur das Auftreten Karls IV. von Lothringen bringt einen etwas frischeren Hauch in den Kampf. Ihm gelingt es, seit langer Zeit wieder einmal, die Franzosen im freien Felde zu schlagen, an der Conzer Brücke, und in Folge dessen Trier zu nehmen. Aber leider rafft ihn kurze Zeit später der Tod dahin. Die errungenen Vortheile festzuhalten, war sein Neffe, Karl V., entschlossen. „Jetzt oder niemals!“ stand auf seinen Fahnen, als er sich anschickte, Lothringen, das Erbe seines Hauses zurückzuerobern. Mit rascher Hand eroberte er Longwy; jubelnd grüßte ihn das Lothringische Landvolk als den angestammten lieben Herrn; als er jedoch auf Nancy vorrückte, trat ihm Crequi mit übermächtigen Heeresmassen entgegen, und wie er sich auch wenden mochte — überall fand er den Marschall auf seinem Wege. Ohne daß es zu einer Schlacht kam wurde der Herzog, dem die erwartete Unterstützung der Reichsarmee ausblieb, wieder in die Pfalz zurückmanövriert. Rasch drängten die Franzosen nach; aufs Neue überschritten sie den Rhein; Freiburg, das Hauptkriegsmagazin des kaiserlichen Heeres fiel in ihre Hände, und nun gestalteten sich die Umstände dermaßen trostlos, daß das Reich in Unterhandlungen eintrat. Das Jahr 1678 führte den Frieden von Nymwegen herbei. Ludwig XIV. triumphirte. Er erhielt die burgundische Freigravität und sieben flandrische Festungen, (St. Omer, Ypern, Cambrai und Valenciennes, Condé, Maubeuge und Bauway) Plätze von unschätzbare militärischer Bedeutung, um welche Frankreich und Deutschland schon wiederholt gerungen hatten. Seine Uebergriffe im Elsaß sollten gutgeheißen werden, und selbst auf dem rechten Rheinufer faßte er Fuß, indem er Freiburg im Breisgau behielt: eine immerwährende Bedrohung des Reichs. — Vom Herzogthum Lothringen sollten Nancy und Longwy an Frankreich abgetreten werden; aber da der Herzog hiegegen protestirte, verblieb Ludwig im Besitz des ganzen Landes. Welche Verluste für das Reich! um so schmerzlicher als auch den Bundesgenossen Frankreichs, den Schweden, all die deutschen Lande aufs Neue abgetreten werden sollten, welche das Schwert des großen Kurfürsten zurückeroberet hatte. Dringend beschwor dieser den Kaiser, mit Ausbietung aller Kräfte, namentlich des Elsaßes wegen, auch ohne Holland und Spanien den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen. Vergebens! Der sonst so stolze Habsburger schloß den schmachvollsten Frieden ab, dem das Reich jemals beigetreten ist. Auch jetzt noch versuchte Friedrich Wilhelm Widerstand zu leisten, obgleich ihm Louvois drohte, er werde „erst Lippstadt, dann Magdeburg nehmen und den Krieg nicht auf schwedische Weise führen;“ noch 1679 hatte der Marschall Crequi an der Weser den brandenburgischen General Spaen zu bekämpfen. Endlich aber, von Allen verlassen, mußte auch Brandenburg die Waffen niederlegen. Schmerzlich bewegt war der Kurfürst, als er den

Frieden von St. Germain ratificirte, und grollend brach er aus in die Worte Virgils:

„Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!“

„Ein Rächer mög' aus meinem Staub erstehn!“ — Wahrlich; er ist ihm erstanden!

Ueber Carl Maria von Weber's Oper „Oberon“.

Von Fr. Wilh. Jähns.

Seit längerer Zeit wird mit Interesse ein Werk des Professors F. W. Jähns zu Berlin erwartet, welches unter dem Titel: „Carl Maria von Weber in seinen Werken“ eine wesentliche Lücke in unserer kunstwissenschaftlichen Literatur auszufüllen verspricht.*) — Es ist uns verstattet gewesen, das Manuscript einzusehen, aus welchem sich ergibt, daß es, in ähnlicher Weise wie v. Köchel's vortreffliches Buch über Mozart, sich sämtliche musikalische Schöpfungen unsres edlen deutschen Weber zum Gegenstande genommen hat, welche es nach „Autograph“, „Ausgaben“ und Inhalt bespricht, den Letzteren in seinen vielseitigen Beziehungen durch die sogenannten „Anmerkungen“. — Die Aufgabe, die sich der Autor gestellt, ist so glücklich, wie für die Sache so bedeutungsvoll von demselben gelöst, daß wir uns veranlaßt gesehen haben, uns mit Herrn Professor Jähns und dem Verleger seines Werks, Herrn R. Lienau (Schlesinger'sche Buch- und Musikalien-Handlung zu Berlin) in Verbindung zu setzen, wonach dieselben in den Abdruck des größeren Theiles der die Oper „Oberon“ betreffenden „Anmerkungen“, und zwar noch vor Erscheinen des Buchs, gewilligt haben. Das, was wir in Nachfolgendem geben, bespricht die historischen und ästhetischen Verhältnisse des Oberon. Die Redaction.

I.

Charakterisirung der Oper.

Keiner von W.'s Opern gegenüber sind wir so sehr auf Betrachtung der bei Composition derselben vorliegenden und leitenden Verhältnisse angewiesen, als bei seinem letzten großen dramatischen Werke, dem Oberon. — Nach

*) Carl Maria von Weber in seinen Werken. Chronologisch-thematisches Verzeichniß seiner sämtlichen Compositionen nebst Angabe der unvollständigen, verloren gegangenen, zweifelhaften und untergeschobenen, mit Beschreibung der Autographe, Angabe der Ausgaben und Arrangements, kritischen, kunsthistorischen und biographischen Anmerkungen, unter Benützung von Weber's Briefen und Tagebüchern und einer Beigabe von Facsimilien seiner Handschrift. Von Fr. Wilh. Jähns, Professor und k. Kr. Musikdirector zu Berlin. Schlesinger'sche Buch- und Musikalienhandlung (R. Lienau) 1871. (Subscriptions-Preis für ein gebundenes Exemplar 3/2 Thlr., offen bis zum nah bevorstehenden Erscheinen des Werks.)